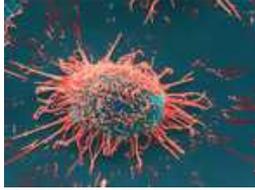


## Krebs in der Öffentlichkeit

### Wandel einer tödlichen Metapher

VON PETER MICHALZIK



Krebszelle (Bild: spl/focus)

Das Schönste an "So schön kanns im Himmel gar nicht sein", dem Krebs-Tagebuch von Christoph Schlingensiefel, ist der sehr warme und einfache Ton. Er möchte einfach darüber reden, über sich, über seine Krankheit, über seine Gefühle. Natürlich ist dieses Buch das Dokument eines Menschen, der ohnehin viel redet. Das ändert nichts daran, dass das Buch offen, ehrlich und vor allem selbstverständlich im Umgang mit der Krankheit ist.

Das ist immer noch bemerkenswert: Denn Krebs hat immer noch etwas Dunkles, Geheimnisvolles, Mysteriöses. Das zeigt sich am deutlichsten darin, dass man reflexhaft denkt: Und, was hat es mit diesem Menschen zu tun, dass er jetzt an Krebs erkrankt ist, wie hat er die Krankheit durch sein Leben selbst verursacht? Krebs, das ist die Krankheit, an der wir selbst Schuld sind. Krebs ist die Schrift oder Spur unseres Lebens in unserem Körper. Seit einiger Zeit aber gibt es einen anderen Satz, der in vertraulichen Gesprächen inzwischen oft geäußert wird: Denk bloss nicht, dass Du schuld bist, dass die Krankheit etwas mit Dir zu tun hat. Als wäre das das Allerschlimmste

Die Differenz im Umgang mit der Krankheit wird deutlich, wenn man sich noch einmal "The year of magical thinking" ansieht, Joan Didions großartiges, 2005 erschienenes Buch über den Tod ihres Mannes. Auch "Das Jahr magischen Denkens" ist - wie Schlingensiefels Tagebuch - ein Buch der Trauer und der Liebe. Aber es ist trotz allem distanziert, es ist hochgradig reflexiv und vor allem hat es immer noch den Geschmack der Tabuverletzung: Didion redet über einen Intimbereich, über den man eigentlich nicht redet. Schlingensiefel ist dagegen direkt, offen, intim, frei. Es ist, wie wenn wir am Krankenbett sitzen würden.

Jürgen Gosch, der großartige Regisseur Jürgen Gosch, der gerade den Berliner Theaterpreis bekommen hat, und ihn wegen seiner Krankheit nicht entgegennehmen konnte, geht mit dem Krebs im gleichen Geist um wie Joan Didion mit dem Tod ihres Mannes. In seinen Inszenierungen gibt es keine persönliche Anspielung auf die Krankheit, die Inszenierungen leben auch von der Anstrengung, mit der sie der Schwäche und dem konkret werdenden Tod abgerungen sind, sie leben von der Trauer und der ungeheuren Präsenz des Lebendigen, die daraus entsteht. Aber es gibt keine Intimität zwischen dem Künstler und dem Zuschauer über persönliche Dinge. Man erfährt nichts über Jürgen Gosch. Dafür tastet der Zuschauer mit seiner Seele die Aufführungen, die zur Zeit gerade beim Berliner Theatertreffen gezeigt werden, nach den Gefühlen der Trauer, des Verlusts, des Schmerzes ab. Ganz anders bei den Aufführungen von Christoph Schlingensiefel, wo man sich quasi zum Hochamt am Altar des gemeinsamen Schmerzes trifft.

Gosch und Didion sind zwei Beispiele für den alten Umgang mit der Krankheit und insbesondere dem Krebs. Das Private und das Öffentliche sind grundsätzlich getrennt, egal wie intim man spricht. Dieses Empfinden, wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, ändert sich.

Als Barbara Rudnik an Krebs erkrankte, brachte das darauf spezialisierte Medium noch Paparazzi-Photos der kahlköpfigen, von der Chemotherapie gezeichneten Schauspielerin. Das war eindeutig eine Verletzung der Intimsphäre. Als Rudnik in die Offensive ging und sich mit ihrem Stoppelkopf zeigte, als sie sagte, das sei jetzt sie, da war das eine neue Möglichkeit. Rudnik kämpfte um eine Akzeptanz der Krankheit in der Öffentlichkeit, die jetzt immer normaler wird.

Das deutlichste Beispiel dafür ist die "People"-Liste der hundert schönsten Menschen 2009. Vor den üblichen Verdächtigen Angelina Jolie und Halle Berry wurde Christina Applegate auf Platz eins gesetzt. Applegate hatte sich wegen Krebs letztes Jahr beide Brüste entfernen lassen. Eine Frau mit einer wegen Krankheit operativ entfernten und dann ersetzten Brust wäre trotz aller freiwilligen Silikon-Operationen noch vor fünf Jahren als Schönste nicht denkbar gewesen. Ihre neuen Brüste, sagte Applegate zu "People", sähen sogar in Tanktops gut aus.

So deutet sich vorsichtig, aber doch schon deutlich spürbar, etwas anderes an: Es wird ein wenig schick, wenn man Krebs hat oder gehabt hat. Man hat ein Schicksal, man steht im Leben, es geht um etwas. Man hat Narben. Man hat eine Geschichte. Man beweist Kraft. Man trägt die Zeichen der Krankheit selbstbewusst.

Am Ende haben Figuren wie Kylie Minogue, die ihre Erkrankung offensiv und aggressiv in die Öffentlichkeit getragen haben, doch etwas bewirkt. Damals wirkte das noch verzweifelt, es fühlte sich mehr krank als gesund an. Bei Schlingensiefel, oder auch bei Manfred Stolpe und seiner Frau, die sich vor kurzem bei Maischberger zu ihrer beider Erkrankung geäußert haben, wirkt es integriert. Auf einmal spielt da eine Art Harmonie mit, ein Einverständnis, das wir bisher bei solchen öffentlichen Intimbekanntnissen nicht kannten.

Vielleicht wird Krebs, die tödliche Metapher, eine normale Krankheit. Die Menschen, die an Krebs erkranken, werden jünger, das Muster der Risikogruppen zählt nicht mehr. Krebs, dieser eigenartige Spiegel unserer Selbst, hat uns immer auch gesagt, was unsere dunkle Seite ist. Im Moment sieht diese Seite überraschend hell aus.

[ document info ]

Copyright © FR-online.de 2009

Dokument erstellt am 06.05.2009 um 15:44:01 Uhr

Letzte Änderung am 07.05.2009 um 18:34:37 Uhr

Erscheinungsdatum 06.05.2009